

SWR2 Wissen: Aula

So funktioniert das Erzählen (2/2)

Auszüge aus dem Buch "Erzählen" von Hermann Bausinger

Gelesen von Ulrich Tukur

Sendung vom: Sonntag, 27. Februar 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Das Erzählen gehört zu unserem Alltag und hat viele Stilebenen und Ausdrucksformen zu bieten, sei es das Märchen, die Anekdote, die Twitter-Nachricht. Auch der Witz und die Zahlen als wichtige Bestandteile einer guten Erzählung.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit der SWR2 Aula und dem Thema: „So funktioniert das Erzählen“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Es gibt unendliche viele Erzählmuster: sei es das Märchen, die Anekdote, der skurrile Witz, die Twitter-Nachricht oder das scheinbar beiläufig hingeworfene Minidrama. Das Erzählen gehört zu unserem Alltag und hat viele Stilebenen und Ausdrucksformen zu bieten, die alle bestimmte Funktionen erfüllen.

Der 2021 verstorbene Tübinger Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger hat darüber ein Buch geschrieben, der Schauspieler Ulrich Tukur hat es in ein Hörbuch verwandelt. SWR2 Aula bringt Auszüge daraus.

Heute geht es um den Witz und die Zahlen als wichtige Bestandteile einer guten Erzählung.

Hermann Bausinger, erzählt von Ulrich Tukur:

Die Gattung Witz als populäre kleine Erzählung, die auf eine Pointe zuführt, bildet sich erst im 19. Jahrhundert heraus. Vorher hat das Wort Witz eine andere Bedeutung; es bezeichnet intellektuelles Niveau, kreative geistige Kapazität. Man hatte Witz, aber man verfügte nicht über eine Ansammlung von Witzen. Die entwickelte sich schnell; zunächst gibt es Notizen über den Austausch von Witzgeschichten bei gesellschaftlichen Treffen. Und Mitte des 19. Jahrhunderts entstehen bereits nach englischem Vorbild kleine, mit heiteren Illustrationen bereicherte Witzzeitschriften wie die „Fliegenden Blätter“.

Man sollte freilich die Vorläufer nicht übersehen. In der Antike und in orientalischen Kulturen gab es kleine Erzählungen, die an die modernen Witze erinnern, und auch in der später reifenden abendländischen Kultur finden sich witzige Wendungen wie die absichtlichen Missdeutungen von Worten durch Till Eulenspiegel, der seine Mitmenschen ärgerte, indem er metaphorische Redewendungen wörtlich nahm und beispielsweise eine ganze Nacht lang die Ärmel an einen halbfertigen Rock warf, weil der Schneidermeister dieses Bild in seiner Anordnung für den Abschluss der Arbeit benützt hatte.

Aber in den ihm angedichteten Episoden überwiegen doch derbe, unflätige Taten, die an die nachweislich bekannteste und beliebteste deutsche Geschichte jener Zeit erinnern, die vom Scheitern des strebsamen Ritters Neidhart handelt. Er entdeckt auf einer Wiese die erste Frühlingsblume, und weil er seine Herrin mit dem Anblick erfreuen will, deckt er sie ab mit seinem Hut und eilt ins benachbarte Schloss. Ein Bauer erscheint, nimmt den Hut und schießt auf die Frühlingsbotin – und zwar nicht nur im übertragenen Sinn. Dann platziert er den Hut wieder, und als Neidhart ihn für die Dame lüftet, ist er aufs Äußerste blamiert. Zur Beliebtheit dieser Erzählung hat sicher beigetragen, dass sie im Kleinen einen Bauernaufstand gegen die Herrschaft

und deren abgehobene Lebensart schildert; aber auch abgesehen von dem sozialen Spannungsfeld dürfte die Abkehr von feineren Sitten und die Inszenierung körperlicher Derbheit attraktiv gewesen sein.

Diese Attraktion ist keineswegs verschwunden. Im ausgedehnten Arsenal der Witze sind größere Flächen von Geschichten besetzt, in denen – wie bei Neidhart – die Durchkreuzung von Anstandsregeln das Wesentliche ist. Bei Kindern war und ist die Geschichte beliebt, in welcher der Insasse eines Flugzeugs ‚muss‘, aber keine Toilette ist vorhanden. Die technischen und akustischen Bedingungen werden in dem Witz ignoriert – der Mann öffnet in seiner Bedrängnis eine Klappe, und er ruft noch schnell hinab: Vorsicht, Kopf weg! – was die Leute unten dummerweise als Vorsicht, Kotelett! verstehen und gierig zugreifen. Dem degoutanten Vorgang ist also ein sprachlicher Irrtum vorangestellt. Diese Akzentuierung ist ein – wenn auch recht banales – Beispiel für eine ausgeprägte Tendenz moderner Witze. Sie nutzen die Vielfalt und Vieldeutigkeit sprachlicher Befunde zur Entdeckung oder Konstruktion von Pointen.

Besonders naheliegend sind Unverständnis und Missverständnisse, wenn fremde Sprachen ins Spiel kommen. Eine dem ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl angedichtete Geschichte führt dies vor. Geschildert wurde seine angebliche diplomatische Beziehungspflege.

Er war auf ein gutes Verhältnis zu England und der britischen Ministerpräsidentin Margaret Thatcher bedacht, und er versuchte – im Witz! – die Freundschaft zu besiegeln, indem er ihr anbot: *You can say you to me!* Und die Geschichte erfährt noch eine Steigerung. Bei einem Empfang wird Kohl – im Witz! – vom französischen Staatspräsidenten François Mitterrand nach seinem Verhältnis zu Frau Thatcher gefragt, und er gibt dem Kämpfer für die europäische Integration eine beruhigende Antwort: *Nous sommes per Du*. Der Witz bedarf, wenn man die drei darin gebrauchten Sprachen auch nur flüchtig kennt, keiner umständlichen Erklärung.

In Bayern lässt eine alleinlebende vornehme Dame ihr Schlafzimmer renovieren und bittet den Maler, über ihrem Bett die fromme Inschrift *Cum deo* anzubringen. Als die Arbeit abgeschlossen ist, liest sie: *Kumm, Theo* – und das ist nicht nur ein harmloses Missverständnis des biedereren Malermeisters, sondern bringt indirekt das ungeklärte und belastete Verhältnis der Kirchen zur Sexualität ins Spiel.

Jean Paul sah im Witz den verkleideten Priester, der jedes Paar traut, und der Philosoph Friedrich Theodor Vischer fügte hinzu: *die Paare am liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen*. Weniger poetisch ausgedrückt: Im Witz stoßen zwei Normbereiche – man kann sogar sagen: zwei Welten zusammen, und je größer die Distanz zwischen den Bereichen ist, desto gewichtiger ist der Witz, und desto spitzer sind seine Pointen.

Die Entgleisungen beim Gebrauch fremder Sprachen finden eine Fortsetzung beim fehlerhaften Umgang mit Fremdwörtern, die sich in der eigenen Sprache ausgebreitet haben. Es kann sich dabei um eine zufällige Fehlleitung handeln, zum Beispiel, wenn ein Mann trotz der täglichen Nachrichten über Corona-Infizierungen betont, er sei jedenfalls nicht *identifiziert*.

Missverständliche und schiefe Auffassungen entstehen nicht nur aus einer möglicherweise als „Überfremdung“ empfundenen Veränderung der Sprache, die in Wirklichkeit eine Öffnung zu internationalen Zusammenhängen ist. Gerade auch ein enger regionaler Rahmen der Kommunikation kann Fehler begünstigen: Wer ganz überwiegend im Dialekt zuhause ist, kann an der Standardsprache wie an einer Fremdsprache scheitern. Einem Sachsen wird die Frage vorgelegt, was der Unterschied zwischen Römern und Griechen ist. Er muss passen, und die Erklärung folgt: Aus Römern kann man trinken, aus Griechen nicht – ein Spiel mit dem Doppelsinn des Wortes Römer. Darauf der Protest: Aber warum soll man denn aus Griechen nicht dringgen gönnen? – im sächsischen Dialekt wird zwischen Griechen und Krügen nicht unterschieden.

Die komischen Wendungen, die sich aus dem Zusammenstoß von Mundart und Hochsprache ergeben können, sind größtenteils wohl erfunden und sollen den Eigenwert des Dialekts betonen; aber ob etwas tatsächlich passiert ist oder gesagt wurde, ist kein Kriterium für den Witz.

Es sind aber nicht nur besondere Prägungen und Färbungen in der Sprache, die den Witzen zuarbeiten. Der Einfluss des Sprachmaterials auf den Witz erhält dadurch besonderes Gewicht, dass Sprache nie ganz eindeutig ist und dass es zahlreiche Wörter gibt, die explizit zwei oder mehr feste Bedeutungen haben.

Das ist ein Sachverhalt, der schon Kindern auffällt und ihnen Verwechslungsspiele ermöglicht. Sie stehen an einer Lampe und bitten den Vater eine Birne zu holen, und wenn der mit der neuen Glühbirne anrückt, schütteln sie den Kopf und gehen zum Obstkorb. Homonyme, gleichlautende Wörter mit verschiedener Grundbedeutung, können zu ungewollten, aber auch zu absichtlichen Missverständnissen führen – die Bank als Sitzgelegenheit und als Kreditinstitut, der Ball als Spielgerät und als Tanzvergnügen, die Decke des Zimmers und die Decke auf dem Bett. Die Kollisionen können auch eigens konstruiert werden. In meiner Kindheit, lange her, gab es einen Witz, der dürftig, trotzdem aber sehr beliebt war: Ein Mann, der Zietz heißt, meldet sich am Telefon grundsätzlich mit *Hier Zietz!?* Was die Erwidderung provoziert: *Dann machen Sie doch Ihr Fenster zu!* Eine spielerisch hergestellte Kollision.

In dem nach wie vor unübertroffenen Essay „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ rühmt Sigmund Freud die Wohltat des Doppelsinns, der nicht nur die einfachen kindlichen Verwechslungsstrategien begünstigt, sondern auch komplexere Befunde. Es sind ja nicht nur die einheitlichen Benennungen für ganz verschiedene Dinge oder Vorgänge, die als witzige Konstellation genutzt werden können, sondern auch kompliziertere Mehrdeutigkeiten. *Versprechen* gilt einerseits als verbindliche Zusage, andererseits als falscher Zungenschlag - im Eheversprechen trifft manchmal beides zusammen.

Ein amüsant-boshafte Beispiel hat Sigmund Freud von dem Wiener Feuilletonisten Daniel Spitzer übernommen: Im Gespräch über ein auf großem Fuß lebendes Ehepaar fällt die Bemerkung: *Nach der Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.*

Auf die Höhe eines richtigen und richtig guten Witzes führt eine weitere Stolpergeschichte. Nach der Verkündung der Unfehlbarkeit des Papstes im Jahr

1870 kam es zu einer Abspaltung innerhalb der katholischen Kirche. Ein Teil der Geistlichen akzeptierte das Dogma der *Infallibilität* nicht. Eines Tages, so wird erzählt, sei einer der abtrünnigen Bischöfe ins Stolpern gekommen, der ihn begleitende kirchentreu gebliebene Kollege habe ihn im letzten Moment abgefangen und vor dem Sturz bewahrt - und seine Intervention entschuldigt mit der Bemerkung: Es ist nur wegen der *Hinfallibilität*.

In diesem Fall ist das Stolpern nicht mehr wichtig in seinem Realgehalt, sondern nur der Auslöser für die humorvolle, witzige Begründung. Es ist eine Anekdote, und es lässt sich wohl kaum feststellen, ob das Erzählte tatsächlich passiert ist oder nur ein witziger Einfall war, bereitgestellt von der Sprache über das Verb *hinfallen*, das die Infallibilität ins Straucheln bringt. Der Vorgang liegt ziemlich genau anderthalb Jahrhunderte zurück, aber der Witz ist nicht vergessen – weil er ein apartes Sprachspiel präsentiert, weil das Dogma der Unfehlbarkeit im aktuellen religiösen Richtungsstreit noch immer eine Rolle spielt, und sicher auch deshalb, weil das Stichwort Unfehlbarkeit über die kirchliche Kontroverse hinaus den Anspruch auf endgültige Wahrheit vertritt, der in der Moderne fanatische Machtspiele begründet, aber fragwürdig geworden ist.

Beim Witz wird die enge Verbindung von Sprache und Erzählform besonders deutlich. Aber der Zusammenhang ist auch gegeben, wo er weniger auffällt. Das verfügbare sprachliche Material, die Sprachstruktur und auch der konkrete sprachliche Verkehr sind grundsätzlich an der Entstehung, am Stil und an der Weitergabe von Erzählungen beteiligt. Die in der alltäglichen Sprache beliebten, wenn auch wenig beachteten Steigerungen und Pointierungen können als eine Art Starthilfe wirken. Der *wahnsinnig* steile Weg bei einer Berg- oder Radtour lockt eher zum Erzählen als ein beträchtlicher Anstieg – und es gibt viel *Wahnsinn* im gängigen sprachlichen Austausch. Und wenn etwas im letzten oder gar im allerletzten *Moment* geschieht, führt auch diese Dramatisierung leicht zum Erzählen des betreffenden Vorgangs.

Als Anregung und Produktivkraft wirken aber auch Wörter, denen man es gar nicht ansieht, ja die in den meisten Fällen gar nicht als Wörter sichtbar werden: die Zahlen. Die Aufmerksamkeit für sie wird geweckt durch die Nähe von *zählen* und *erzählen*. Im Allgemeinen provozieren diese Wörter keine Suche nach ihrem Ursprung. *Zählen* und *erzählen* werden schon lange in der heutigen Bedeutung verwendet; das „*Deutsche Wörterbuch*“ der Brüder Grimm führt viele Beispiele an aus Luthers Bibelübersetzung – aus dem Alten wie aus dem Neuen Testament – die mit dem jetzigen Sprachgebrauch völlig übereinstimmen. Aber sie widmen einen größeren Abschnitt auch Zitaten, in denen Personen aufgezählt oder verschiedene rechtliche Bestimmungen vorgetragen werden. Diese Belege reichen bis in die Neuzeit hinein, aber allmählich hörte diese Verwendung von *erzählen* ganz auf, wie Jacob und Wilhelm Grimm in ihrem Kommentar schrieben. Doch dürfte das Aufzählen für die Herausbildung des Wortes *erzählen* maßgebend gewesen sein, und tatsächlich ist es ja ein Bauelement jeder Erzählung, nicht als nummerierte Auflistung, aber als geordnete Abfolge der einzelnen Schritte und Stationen des Geschehens.

In lockerer Verbindung kommen damit auch die Zahlen ins Spiel. Im riesigen Arsenal überlieferter, verfügbarer Erzählungen bestimmen Zahlen häufig die Struktur der Geschichte oder sind Motive der Handlung. Allein für das Märchen könnte man

seitenlang Belege dafür ansammeln; aber ein rascher Blick auf die Verwendungsprinzipien soll genügen. Es gibt eine ganze Reihe von Märchengeschichten, in denen *drei* konkurrierende Personen, oft drei Brüder, ihr Glück suchen.

Auf ihrem Weg begegnen sie Verlockungen, denen zwei der Kandidaten erliegen, sodass sie das Ziel aus den Augen verlieren. Meistens sind es die Älteren, während der Jüngste, dem man am wenigsten zugetraut hatte, die Ablenkung meidet und am Ende der mühsamen Wanderung reich belohnt wird - mit Zaubermitteln oder mit der Heirat einer Prinzessin und damit steilem sozialen Aufstieg. Auch innerhalb der jeweiligen Episoden ist oft Dreigliedrigkeit gegeben, beispielsweise indem jeweils drei Aufgaben zu erfüllen sind. Wo ganze Gruppen die Handlungsträger sind, rückt oft die Zahl *sieben* ins Zentrum: Der Wolf jagt die sieben Geißlein, Schneewittchen findet Unterstützung bei den sieben Zwergen. Aber auch die schnelle Fortbewegung mit Siebenmeilenstiefeln oder die lange Wartezeit von sieben Jahren sind Bestandteile von Märchengeschichten.

Die Drei und die Sieben stehen in einer beachtlichen mythologischen Tradition. Die drei erscheint beispielsweise in der christlichen Dreifaltigkeit oder der Geschichte von den drei Königen, hat aber weltweit auch in anderen Religionen besondere Bedeutung; und das Gleiche gilt von der sieben, die bereits in der Antike Vollkommenheit symbolisierte und die den Weltwundern und den Todsünden zugeordnet wurde.

Andere Zahlen tauchen seltener auf. Als Grundzahl des Duodezimalsystems spielt die *Zwölf* eine gewisse Rolle als perfekte Größe und Glückszahl, was indirekt auch durch die Unglückszahl Dreizehn bestätigt wird. Auch mit ‚runden‘ Zahlen wird in Erzählungen manchmal operiert – mit der Zehn als Basiswert des Dezimalsystems oder auch mit den Weiterungen Hundert und Tausend. Dass eine Belohnung von tausend Goldstücken bezahlt wird, ist im Märchen durchaus möglich; mit der Konkretisierung beliebiger anderer Beträge ist dagegen nicht zu rechnen.

Insgesamt ist in der Wirklichkeit die Bedeutung von Zahlen kontinuierlich größer geworden, und dementsprechend geht man häufiger mit Zahlen um. Das Leben spielt sich in verschiedenen Ordnungssystemen ab: Arbeit, Freizeit, Verkehr, Konsum, Kommunikation, und so fort; daraus ergeben sich komplexe Anforderungen, die zeitliche und räumliche Festlegungen verlangen – an Uhrzeiten, Haus- und Telefonnummern kommt man nicht vorbei. In jedem der Teilbereiche gibt es Optionen, die mit Zahlenangaben verknüpft sind: Wann muss ich starten, um pünktlich am Arbeitsplatz zu sein; wann kann ich mich mit meinen Freunden treffen; nicht zuletzt: Wieviel Geld gebe ich aus für Lebensmittel und anderen täglichen Bedarf. Hier ist die gesteigerte Achtsamkeit auf Zahlen mit Händen zu greifen.

Überhaupt die Geldwirtschaft! Banken locken schon kleine Sparer mit komplizierten Anlagemöglichkeiten; Versicherungen steigern die Beiträge; steuerliche Anforderungen wechseln und sind nur schwer zu überblicken. All dies sind Entwicklungen, die ein quantifizierendes Denken ausgebildet haben, das auch die Kommunikation bestimmt.

In Gesprächen werden eigene Erfahrungen und besondere in Zahlen fassbare Informationen ausgetauscht. Dies kann beispielsweise Schnäppchen betreffen, mit denen man – tatsächlich oder angeblich – viel Geld eingespart hat, aber auch den Lottogewinn einer Person in der eigenen Gemeinde oder die Erhöhung von Geldforderungen wie Steuern oder Mieten. Viel gesprochen wird auch über die Einkünfte anderer Menschen. Dabei wird meist übersehen, dass sich manche Leute, die sich in betonter Bescheidenheit dem Mittelstand zurechnen, längst in erstaunliche Höhenlagen vorgedrungen sind – dass also der Bankdirektor in der Nachbarschaft oder der Chef einer Reparaturwerkstatt mit den Einkünften über einem Ministergehalt einzuordnen sind. Das Interesse gilt vor allem den Überfliegern – von den Lottomillionären über das Spitzenpersonal in Medien, Künsten und Sport bis zu den Topmanagern großer Firmen, deren Boni oft 20-mal so hoch sind wie die Löhne ihrer Facharbeiter.

Meine Lokalzeitung bringt in jeder Ausgabe die *Zahl des Tages*, die in hervorgehobener Schriftgröße präsentiert und durch einen erklärenden Text ergänzt wird. Die Auswahl ist bunt, es kann sich um die Kinderzahl einer jungen Witwe handeln, um die Teilnehmerzahl einer Demonstration, um die Ausmaße eines Hochhauses, um die Zahl der Rücktritte aus einem Verein oder einer Partei, um die Zahl der in einer Justizbehörde gestapelten unerledigten Akten – es gibt keine verbindlichen Ausschlusskriterien. In vielen Fällen handelt es sich aber um unerwartete und ungewöhnliche Angaben, um *Rekorde*, wenn man diesen Begriff nicht allzu streng nimmt.

Und dieses Auswahlprinzip gilt nicht nur für die kleine Sonderinformation zur Zahl des Tages, sondern für die ganze Zeitung und auch für andere Medien. Rekordzahlen können sich auf von Alpinisten bezwungene Gipfel beziehen, auf das Alter jugendlicher Erfindungsgenies oder das von rüstigen Hundertjährigen, auf die bei einem Banküberfall gestohlenen Beträge, auf Ergebnisse der Weinlese, auf die Menge der Bücher bei großen Messen – und nicht zuletzt auf die hart umkämpften Höchstleistungen in verschiedenen sportlichen Disziplinen. All diese Rekordangaben finden nicht nur aufmerksame Leserinnen und Leser, sondern werden auch ausgemalt und weitervermittelt in Erzählungen.

Die Zahlen können allerdings auch als Abreviatur, als ausreichende Kürzel aufgenommen werden. Das lässt sich im Bereich der Sportberichterstattung beobachten, die sich insgesamt sehr stark auf Zahlen konzentriert, im Einklang mit der vermeintlichen Sportbegeisterung des großen Publikums, die oft mehr von Ergebnissen als von Erlebnissen ausgeht. Auch in ernsteren Zusammenhängen ist die Dominanz von Zahlenangaben zu beobachten – etwa beim Umgang mit den oft verwirrenden Nachrichten über den Stand der Corona-Pandemie. Vor allem das reichlich ausgebreitete Zahlenmaterial über die Infektionsstände zog die Aufmerksamkeit an – als scheinbar präzise Diagnose, die allerdings die Auseinandersetzung mit Ursachen und Wegen der Seuche nicht völlig blockierte.

Es gibt eben doch zählbare Erfahrungen und Informationen, die nicht einfach zur Kenntnis genommen und damit abgelegt werden können. Das gilt für die meisten Meldungen über Katastrophen verschiedenen Ausmaßes: Verkehrsunfälle in der näheren Umgebung, die Erwägungen über Gründe und Vermeidbarkeit auslösen, Naturkatastrophen, denen Hunderte zum Opfer fallen und die Tausende aus ihrer

Heimat vertreiben, aber auch für die großen technischen Unglücksfälle, die weltweit Beachtung finden. Im Wiederholungsfall flacht das Interesse ab; aber das erste Ereignis setzt sich fest in der Erinnerung und bleibt Erzählstoff – vielfach in der Form, dass es weniger in seinen schwer verständlichen Ursachen und in seinem Ablauf präsent bleibt als vielmehr in einer Rückbindung an das eigene Leben.

Wenn an den Jahrestagen des verheerenden Unglücks das Stichwort *Tschernobyl* fällt, vergegenwärtigt man sich mehr oder weniger automatisch die Situation, in der man die bedrohliche Nachricht empfangen hat. Man tauscht sich darüber mit Menschen aus, die gleichermaßen von der Nachricht erschreckt wurden, und es liegt nahe, dass auch Jüngere nachfragen, wie man von dem Reaktorunfall erfahren und wie man sich danach verhalten hat.

Auch die vier terroristischen Flugzeugattaken auf zivile Ziele in den Vereinigten Staaten von Amerika drängen sich auf in Erinnerungen, und wiederum geht es meist nicht nur um den schrecklichen Verlauf, sondern um die eigene Rolle: Wann und wo hat man *am 11. September 2001* von der Entführung der Flugzeuge und den selbstmörderischen Vernichtungsattaken gehört, und wie hat sich die Schockstarre gelöst und zu politischen Betrachtungen geführt?

Noch entschiedener ist das nationale Großereignis lebendig geblieben, das dank der hier üblichen Lesart mit der gleichen Zahlenfolge versehen werden kann wie die Attacken in Amerika: 09-11, hier bezogen auf den 9. November 1989, als es zum *Mauerfall* kam, der die deutsche Wiedervereinigung einleitete. Dieses einschneidende Ereignis wurde intensiv angeeignet und in großen Teilen der westdeutschen Bevölkerung in der Erinnerung und in Erzählungen zum eigenen Erlebnis stilisiert. Wenn die Medien das Ereignis erwähnen oder wenn die Rede darauf kommt, melden sich ältere Menschen immer noch gern zu Wort mit Schilderungen, wie sie diese überraschende Wendung aufgenommen haben und wie sie in der Folge der DDR persönlich begegnet sind: der erste Trabi, Rotkäppchensekt in den Läden, nicht angekündigte Verwandtenbesuche aus dem Osten.

Ich kann nicht umhin, hier meine eigene Geschichte zu erzählen: Ich hatte an dem Donnerstag, dem 9. November, nach allerlei Seminaraufgaben noch eine abendliche Kommissionssitzung, die sich lange hinzog; gegen meine Gewohnheit rief ich danach keine Nachrichtensendung mehr ab, weil am anderen Morgen die Beerdigung eines guten Freundes anstand, zu der ich früh aufbrechen musste.

Im Auto schaltete ich auf dem Weg dorthin das Radio ein und hörte eine aufgeregte Reportage, in der Vieles durcheinander ging, jedenfalls aber geschildert wurde, dass Berliner Männer und Frauen und vor allem auch Jugendliche in Massen aus dem DDR-Gebiet der geteilten Stadt in den Westen eindringen. Ich war ziemlich schnell überzeugt davon, dass es sich um die Variation einer berühmten US-Rundfunksendung handle. In den USA hatte ein gerade 23-jähriger Autor und Regisseur, Orson Welles, im Oktober 1938 ein Hörspiel zur Ausstrahlung gebracht, das er nach einem 40 Jahre vorher erschienenen *Roman* des Autors Herbert George Wells gestaltet hatte. In diesem Buch, „*The War of the Worlds*“, fallen unbekannte exotische Kämpfer in New York ein und versetzen die Einheimischen in Furcht und Schrecken – und Schrecken erfasste im Herbst 1938 auch das Radiopublikum in New York und New Jersey. Die Menschen räumten ängstlich erregt die Straßen, der

Verkehr war lahmgelegt, und große Teile der Weltstadtbevölkerung warteten am Radio auf weitere Berichte und eventuelle Anweisungen.

Ich war überzeugt, dass jetzt, gut 50 Jahre später, dieses Science-Fiction-Modell modernisiert und auf den Schauplatz Berlin verlegt worden war. Ich schwankte in meinem Urteil zwischen Wut über eine unverantwortliche Geschmacklosigkeit und der Erwägung, ob die Sendung als positive politische Vision nicht doch zu akzeptieren sei, zumal sie so lebendig gestaltet war. Nur allmählich wurde mir bewusst, dass es sich nicht um eine aufregend inszenierte Erfindung handelte, sondern dass hier das Leben selbst eine glückliche Wendung genommen hatte.

Diese persönlichen Erinnerung ist ein Beispiel dafür, wie kollektive Geschichte individuelle Geschichten auslösen kann – auch wo es nicht um weltbewegende Ereignisse geht. Die Schaltstellen dafür sind in vielen Fällen *Jubiläen* mit ihren mehr oder weniger feierlichen Erinnerungen aus einem mit einer runden Zahl gemessenen Abstand. Es kann sich dabei um sehr lange Strecken handeln; Fachleute und Liebhaber greifen passende Geburts- und Sterbeterminen gerne auf für Zeitungsartikel, Ausstellungsprojekte, Konzerte; und diese provozieren ihrerseits Erinnerungen: Wann habe ich mich zum ersten Mal an Beethovens Klavierkonzert C-Dur gewagt? Und wie fanatisch haben wir die Meinung vertreten, Hölderlin sei nicht verrückt gewesen! Und das sind nicht nur gespeicherte und aus dem besonderen Anlass aufgetauchte Erinnerungsstücke; sie können ihrerseits in Erzählungen reaktiviert werden.

Dazu kommt, dass die Jubiläumstauglichkeit in unserer eventfreudigen Kultur oft schon bei zehn oder 20 Jahren einsetzt, und dies bewirkt, dass es viele unmittelbar Beteiligte gibt, Gründungsmitglieder eines Vereins beispielsweise, die bei solchen Gelegenheiten oft lautstark in ihren Erinnerungen schwelgen.

Die für persönliche Erinnerungen wichtigsten Jubiläen sind die Geburtstage. Die dabei fälligen Treffen begünstigen Erinnerungen und deren Präsentation; sie begünstigen aber auch das Interesse und die Nachfragen von Familienangehörigen und entfernteren Verwandten und Bekannten. An Geburtstagen von Kindern und Jugendlichen gehört es vielfach zum nicht weiter reflektierten Ritus, dass über die Umstände der Geburt gesprochen und so ein autobiografischer Anfang vermittelt wird: ein heißer Tag, plötzliche Wehen bei der Arbeit im Garten, Fahrt zur Klinik und schmerzhaftes Stunden im Kreißsaal, scherzhafte Bemerkungen des Arztes und schließlich der erste Schrei des Neugeborenen. Aber es sind keineswegs nur die Kindergeburtstage, die Erinnerungen und Erzählungen auslösen. Die Festtage von Erwachsenen haben vielfach die wichtige Funktion, die Verbindung zwischen den Generationen zu festigen, Nähe und Gemeinsamkeit zu erzeugen – umso wichtiger, nachdem der räumliche Abstand in vielen Fällen größer geworden ist.

Ältere Personen werden bei solchen Gelegenheiten von den Jüngeren gern befragt über ihr Leben. Und in der Regel erzählen sie auch gerne und nutzen die Gelegenheit, Wertschätzung für inzwischen überholte Lebensbedingungen einzufordern und ihren Lebenslauf bei aller Bereitschaft, auch Fehler einzugestehen, doch in ein günstiges Licht zu bringen.

Bei runden Geburtstagen kommt es angesichts der vielen Möglichkeiten beruflichen Engagements, der vielen öffentlichen Tätigkeiten und der großen Zahl von Ehrenämtern häufig zu offiziellen Würdigungen, die sich zwar oft auf langatmige Aufzählungen und formelhafte Lobsprüche beschränken, manchmal aber auch mit anekdotischen Erinnerungen Farbe in den rituellen Ablauf bringen. Aber es kommt auch vor, dass sich die Geehrten in ihrer Dankesrede für eine allzu karge Abwicklung rächen, indem sie – nicht selten nach einer Bekundung von Bescheidenheit - das Publikum mit einer in doppeltem Sinn erschöpfenden Aufreihung ihrer Leistungen hinhalten.

Vielleicht ist es kein Fehler, am Ende daran zu erinnern, dass es nicht nur geglückte und beglückende Erzählungen gibt. Ein bedenkliches und bedenkenswertes Beispiel lieferte in Kurzform der Innenminister Horst Seehofer mit seiner Bemerkung, alles passe: Er sei heute 69, und am Morgen seien 69 Asylsuchende nach Afghanistan zurückgeschickt worden. Eine Pointe, die besser unterblieben wäre. Ganz allgemein können Zahlen und Daten, die immer mit dem Anspruch auf Objektivität und Genauigkeit auftreten, durch den sprachlichen Kontext oder das Umfeld der Äußerung in eine problematische Perspektive rücken. Man braucht nur an die Wirkung der Zahlen in Katastrophenmeldungen zu denken; sie geraten in der Wahrnehmung leicht in den Sog des Rekorddenkens und blockieren das moralische Gebot, Not und Tod der Vielen auf das Schicksal einzelner Menschen herunterzurechnen. Zwangsläufig sind diese Fehlleitungen und Fehlleistungen aber nicht.

Zahlen sind nicht nur ungemein häufige Bestandteile der Sprache, sondern auch wichtige Funktionsträger. Sie bringen komplexe Sachverhalte auf einen einfachen Nenner – nicht immer legitim, aber in vielen Fällen das Verständnis erleichternd. Sie sind ein Mittel der Steigerung, das den erzählten Vorgängen Farbe verleiht. Und sie sind in vielen Fällen ein Anlass und eine Einladung, ins aktive Erzählen einzusteigen. Insofern rundet der zunächst etwas seltsam anmutende Blick auf Zahlen die Überlegungen zum Erzählen durchaus ab. Er macht noch einmal deutlich, wie prominent in den Erzählweisen der Rückgriff auf die eigenen Erfahrungen und Konditionen ist, zeigt aber auch, dass die individuellen Erzählungen in den gesellschaftlichen Rahmen eingebunden sind – den des anwesenden Publikums, aber auch den, der übergreifend das alltägliche Leben bestimmt.

(Teil 1, 20. Februar 2022, 8.30 Uhr)